

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Die Feuerspritze von Veyrier
Autor: Wedekind, Donald
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Feuerspritze von Veyrier.

Von Donald Wedekind, Paris.

Hart an der französischen Grenze, von Genf aus in einer halben Stunde mit der Schmalpurbahn zu erreichen, liegt Veyrier. Das kleine Dorf hat nichts Außerordentliches an sich, und niemand würde sich von dem großen Fremdenstrom dorthin verirren, wenn nicht von ihm aus der Aufstieg auf den Salèveberg seinen Anfang nähme. Für ganz bequeme Leute raffelt neuerdings tagtäglich und allstündlich ein elektrischer Wagen hinauf und herunter. Das Nest selber sieht aus wie alle die Grenzorte an der savoyischen Seite, ein verwickelter Haufen von grauen, haufälligen Steinhütten mit hölzernen Galerien und Treppen, umgeben von mehreren, hinter Mauern vornehm verborgenen Landgütern. Es ist geteilt in „Kleinveyrer“ und „Großveyrer“; eine Tafel bezeichnet genau, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt, was sehr gut ist, da man sonst leicht Beide zusammen übersehen könnte. Das Zentrum des Dorfes wird auf der einen Seite durch das einzige Hotel gebildet, ein altfranzösisches Herrenhaus mit weiter Terrasse und breiter Freitreppe. In dem mit hohen Bäumen bewachsenen Park steht eine verwitterte Kapelle, welche kürzlich zur Hauptkirche des Ortes erhoben worden ist. Wer einmal in dem bemalten Speisesaal des Gasthauses bei offenen Türen die echt französische Küche und mit den alten Burgunderweinen die herrliche Aussicht auf das prächtige, mit kleinen Pappeln bewachsene Arveithal genossen hat, das mit dem Schloßhügel des seligen Kardinal Mermillod, des Märtyrerbischofs von Genf, abschließt, der verläßt Hotel Beau-Séjour nicht so schnell und gönnt ihm viel eher den wohlklingenden Namen als seinen modernen Brüdern, den Grandhotels der besuchten Weltkurpläze.

Auf der anderen Seite des Places steht ein nicht weniger interessantes Gebäude, äußerlich zwar bescheidener, dafür aber über der Thüre die gewichtige Aufschrift „Mairie“ tragend. Sieht man zum niedrigen Fenster hinein, so ist Alles da, was zu einer Kanzlei gehört, Pult, Schreibtisch, Feder, Tinte und Papier. Den Maire jedoch sucht man umsonst, weder drinnen, noch auf dem Gang, weder vor, noch hinter dem Hause ist er zu finden. Mag sein, daß der Kock, der am Nagel hängt, und über den eine Spinne ihr Netz gesponnen, mag sein, daß er die Stelle des Herrn vertritt, alt genug wäre er dazu, denn die Jahre haben sein ehrwürdiges Schwarz in schielendes Grün verwandelt. Geht man um das Haus herum, so ist auf der Hintertüre „Gendarmerie“ zu lesen, während ein Seiteneingang der Post, der andere dem Departement des Innern, nämlich dem Gefängnis, gewidmet ist. Allen Respekt vor dem Administrationsfinn der Bürger von Veyrier. Sie haben bei der Anlegung der öffentlichen Institute darauf gesehen, daß Alles direkt unter das Auge des Ersten, des Maire, zu stehen kommt, und wenn dieser auch die wenigste Zeit da ist, so kennt doch der grün gewordene Kock die Pflichten eines Stellvertreters.

Nicht weit von dem vielseitigen Gebäude steht das Zollhäuschen, auch mit einem Schild versehen, auf dem zu lesen ist „Bureau des Péages“. Wer längere Zeit in Veyrier gelebt hat, wird sehen, daß der Zöllner nicht nur auf Menschen und das, was sie herüberbringen, aufpassen muß, sondern sein Augenmerk auch auf die Ochsen und die Kühe zu richten hat und nur Rindvieh von durchaus gesunder Konstitution die Grenze passieren läßt. Ob bei ihnen auch politische Eigenschaften ins Gewicht fallen, weiß ich nicht, aber ich glaube fast ja. Seit der Inkraftsetzung der neuen Anarchistengesetze schmachtet der alte Zollmann seine Pfeife nicht mehr, aus Furcht, es könnte ihn ein guter Freund als Propagandist der That denunzieren, wenn er rauchend wie eine explodierte Bombe in seinem Zollamt auf- und niederwandelt.

Gegenüber vom Zollhaus prangt ein neuer Schuppen. Er ist mit Carbolineum angestrichen, was man leicht merkt, wenn man in die Nähe geht. Die kostspielige Art der Bedachung, prächtige, rote Falzziegel, noch mehr aber ein Emblem über dem breiten, immer verschlossenen, zweiflügeligen Thor, zeigen an, daß dieser Bau den Bürgern von Veyrier ganz besonders am Herzen liegt. Das Wappen stellt einen funkelnden Helm dar, und darunter Kreuzen sich zwei Feuerwehrräder, deren silberne Rlingen selbst auf dem Bild haarscharf geschliffen erscheinen. Der Schuppen ist ein Spritzenhaus, aber sicherlich keines von dem gewöhnlichen, wie man sie sonst in jeder Kommune der Umgegend antrifft. Wer mit einem Eingeborenen

Veyriers sich in eine Konversation einläßt und zufällig auf das mit Carbolineum angestrichene Gebäude zu sprechen kommt, wird sehen, daß dieses Spritzenhaus mit allem, was es in seinem immer verschlossenen Raume in sich schließt, die Spannung, die Erwartung, ja, ich möchte sagen, das Leben der ganzen Bürgerschaft ausmacht.

Die Bürger von Veyrier blieben ruhig, als sich ihnen seiner Zeit die Nonnen, vertrieben durch die harten Gelege der freien Republik Genf, direkt auf die Nase setzten, allerdings auf französisches Terrain, aber so nahe, daß ein Verkehr ein Ding der Notwendigkeit war. Sie behandelten die Damen wie Menschen, und dafür wurde alljährlich den Honoratioren des Dorfes von der Klostergeistlichkeit ein Fest gegeben, wodurch sich selbst der letzte Einwohner so geschmeichelt fühlte, als wäre er selbst dabei gewesen und hätte direkt neben der Abtissin gesessen. Die Bürger von Veyrier fühlten sich nicht im geringsten verpflichtet, als man sie mit der nahen Metropole durch eine Schmalpurbahn verband: „Sind die Genfer so faul, zu uns zu Fuß zu kommen, so sollen sie sich die Bahn bauen. Wir sind seit Jahrhunderten marschiert, können noch marschieren und werden immer marschieren. Ist das Teufelsding einmal fertig, so wird uns doch niemand hindern dürfen, davon Gebrauch zu machen. Wer kann wissen, ob die Geschichte funktionieren wird. Warum also eine Kasse im Sack kaufen!“ Ebenso kaltblütig verhielten sie sich gegenüber der elektrischen Linie auf den Salève. Sie schimpften sogar wegen des elenden Gerassels, womit die Wagen die felsigen Wände emporfletterten. Der Pfarrer jagte, beim Abfassen der Predigt entflohen ihm die Gedanken. Der Maire behauptete, die Zahlen kämen ihm beim Abrechnen durcheinander. So gab es eigentlich gar nichts, was die Bürger von Veyrier aus ihrer philosophischen Ruhe hätte aufschrecken können, es mußte denn schon dem Hirn einer alten Dame entspringen. Eine solche lebte in der Umgegend, und sie beschloß plötzlich, weiß der Himmel warum, der Kommune von Veyrier eine Feuerspritze neuesten Systems zu schenken. Damit waren die Würfel gefallen, die Ruhe der Bürger war hin.

Einem jeden echten Patrioten schmolz das Herz im Leibe. Sie ließen Madame hochleben und kamen mit einer Petition um ein neues Spritzenhaus ein. Als die Dame auch das gewährte, kannten ihre Freude und ihr Eifer keine Grenzen mehr, sie strichen es aus Dankbarkeit und damit es länger halte mit Carbolineum an. Sie reorganisierten das Corps der Pompiers, warfen den alten Kommandeur als dienstuntauglich beiseite und wählten einen neuen, der seine Thätigkeit damit begann, „Statuten der nach amerikanischem Muster reorganisierten Feuerwehr zu Veyrier“ im Druck erscheinen zu lassen. Die alte Dame ihrerseits freute sich auch wieder und setzte zu ihrer Spritze und dem Schuppen einen Preis von hundert Franken aus, der dann dem Corps bezahlt werden sollte, wenn es das erste bei einer Feuersbrunst von wenigstens einer Stunde Entfernung vom Dorfe sein würde. Die Bürger waren hingerissen.

Und nun steht er da, der neue Schuppen, und einen jeden Bürger überkommt ein wohliges Gruseln, wenn er daran vorbei geht. Alles wartet der Feuersbrunst, die da kommen soll, und leicht kann man sich erklären, wenn an einem heiterhellen, lachenden Sommernachmittag plötzlich Einer den Andern am Arm packt und mit erwartungsvoller Miene fragt: „Du, hast du nichts gehört?“ „Nein,“ sagt der Andere, und der Erste antwortet darauf: „Ach ja, ich glaubte, es läute Sturm.“ Sturm läuten ist es, was den Bürgern von Veyrier durch den Kopf geht, wenn sie des Abends scheinbar gemütlich auf den Stufen der hölzernen Treppen und Galerien ihrer Häuser sitzen und vom Kriege 1870/71 erzählen. Es klingt ihnen in den Ohren, wenn sie sich darum streiten, ob Caserio gleich in Lyon guillotiniert wurde, oder ob man ihn zuerst nach Paris brachte, um ihm vor Herrn Casimir Perier den Kopf abzuschlagen. Und als gar einmal einer durchblicken ließ, es wäre nicht unmöglich, daß der Schuppen selbst in Brand gerate, da war die Panik groß, und viele träumten von einer schrecklichen Feuersbrunst, in deren Mitte die neue Spritze stand, so daß man sie nicht in Thätigkeit setzen konnte. Die Weiber schloffen ihr Gebet mit der innigen Bitte um eine baldige Katastrophe, und die Männer sagten, wenn sie am Morgen mit dem grünen

Abjuth antstießen, nicht mehr „Salut!“ sondern „Es leben die Brandstifter!“

So lagen die Dinge, als ich eines Abends vors Dorf hinauswanderte. Der Zöllner saß ohne die Pfeife in seinem kleinen Garten, der Vorstand der elektrischen Eisenbahn kauerte vereinsamt in seinem Bureau vor seinen Büchern, als wenn er Hunderte von Personen auf den Salève hinaufbefördert hätte. Mädchen standen vor den mit Weinlaub bewachsenen Villen und flüsterten im Abenddunkel beim Rauschen des Windes von dem schönen Leben, das sie im Konvikt bei den Nonnen gehabt, und es sei doch schade, daß die ehrwürdige Mutter Josepha gestorben. Beloszipedisten huschten über den Sand der weißschimmernden Landstraße, und aus dem Dorfe tönte das gewaltige Getöse der Schmalspurbahn, deren letzter Zug ankam. Der Schaffner rannte mit der roten Laterne auf und nieder, die Lokomotive fuhr vor und wieder zurück, als plötzlich der Vorstand aus seinem Stationshäuschen stürzte, die Dienstmütze im Nacken, die Hände in den Hosentaschen und das bekannte „Gast du nichts gehört?“ leise dem Lokomotivführer ins Ohr flüsterte. Dieser ließ ein vielversprechendes „Wo denn?“ fallen, als der Kondukteur, der drinnen beim trüben Schein der Wagonlampe seine kupfernen Sousstücke zählte, ein hoffnungsloses „Es ist nichts, die Zollwächter rufen einander mit den Hörnern zu Hilfe“ aussprach, und der Vorstand und Lokomotivführer ließen traurig die Köpfe hängen. Wieder eine verlorene Hoffnung. Jetzt kam einer die Straße heraufgerannt und rief „Annemasse“. Da das ein Dorf in der Nähe von Beyrier ist, zudem der Mann ganz außer Atem war, nahm man allgemein an, daß es dort brenne. Stationshaus, Schmalspurbahn blieben verlassen, die rote Laterne stand einsam am Wege, und die Maschine pufste nur noch leise. Alles war ins Dorf gestürzt.

Dort, wo die Straße ins Zentrum einbiegt, begegneten mir drei oder vier Personen, die heftig disputierten. Ich erkannte verschiedene, wachechte Patrioten von Beyrier, darunter Aristide, eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Er hatte nur einen Arm, mit diesem einen Arm aber verjah er zwei Aemter, das des Briefträgers und das des Glöckners. Dazu machte er noch bisweilen Tanzmusik, indem er das eine Ende der Harmonika an einen Baum festband und das andere mit dem einzigen Arm bald liebevoll an seine Brust zog, bald entrüstet von sich stieß, wie der beleidigte Liebhaber seine Geliebte.

„Aber doch, Aristide, du mußt gehen und läuten, sonst setzt dich morgen der Maire ab,“ sagte der eine der Bürger.

„Ich will nicht!“ erwiderte Aristide und wischte sich mit dem langen, blauen Kittel, über welchen quer herunter die unentbehrliche, sadelneine Brieftasche hing, den Schweiß von der Stirn. „Das letzte Mal haben sie mich durchgeprügelt, weil es nichts war, diesmal werden sie zu spät kommen und ihre fünfundfiebzig Centimes Nachtlohn verlieren, von den hundert Franken Prämie gar nicht zu reden.“ Der rachsüchtige Sturmglockner nahm seine schwarzgebrannte Pfeife aus dem Munde und spie in langem Strahl auf den Boden, als wollte er damit seine Verachtung für das ganze Feuerwehrkorps, reorganisiert nach amerikanischem Muster, und selbst den Maire kund geben, den Maire, der noch nicht reorganisiert, ihn nichtsdestoweniger beider Aemter entsetzen konnte, so leicht wie seine Frau einen Floh auf dem Nagel ihres Daumens zerdrückte. Guter Aristide, dein Zorn ist umsonst, denn die Spannung unter den Bürgern von Beyrier war zu groß, als daß ihnen das geringste Alarmzeichen hätte entgehen können. Die Glockentöne, welche der Bergwand entlang fernher geklungen hatten, waren gehört worden, und man wußte genau, daß die Hornstöße nicht mehr von den Zolljägern herrührten, sondern wirkliche und wahrhafte Feuerhörner waren. Die Fenster der Häuser wurden hell, und man sah, wie die Weiber ihre Köcke über die ungekämmten Köpfe warfen und die Männer nach vielen hastigen und vergeblichen Versuchen endlich wohlbehalten in ihre Weinkleider schlüpfen. Alles rannte auf die Straße, die Kinder mit oder ohne Hemdchen, wie sie gerade im Bett gelegen hatten, die Alten die Pantoffeln an den nackten Füßen. Niemand wollte bei dem Fest der letzte sein, denn ein Fest war sie ja, die langersehnte Feuersbrunst. Man schrie und flüchtete durcheinander. Männer mit Messinghelmen rannten auf und nieder, blinkende Beile bligten in der Luft. „Der Maire! Der Maire!“ tönte es allgemein. „Wo ist er? Er hat den Schlüssel zum Schuppen!“ Er ist nicht da! Er ist nicht in Beyrier!“ —

„Also geht man nicht zu löschen,“ hallte es dumpf und trostlos wieder von der Seite der Frauen, und die Kinder begannen, Jeter-Mordio zu heulen. Niergeschlagen standen

die Feuerwehrmänner, und mit der verminderten Mute über dem Wald, sank auch ihre Hoffnung auf die fünfundfiebzig Centimes Nachtlohn, auf den Preis und die Vorbeeren. Da brachte jemand den grünen Rock aus der Mairie.

„Hier ist das Archiv der Gemeinde! Seht zu, ob der Schlüssel nicht auch darin ist,“ rief der Gendarm, der als exekutierende Gewalt sich erkühnt hatte, das kostbare Kleidungsstück von seinem Posten zu holen. Der Rock wurde gewendet, gefehrt, das Civilstandsregister fiel heraus, Steuerbogen flogen im Wind, und die Staatsschuldenverschreibung der Gemeinde wollte sich auch schon davon machen, als man innen links in der Tasche einen Schlüssel fand mit der Etiquette: „Dessner für den von Madame de la Tour gestifteten Schuppen, welcher die von derselben Dame geschenkte Spritze enthält. Merke wohl, der Dessner ist verkehrt ins Schloß zu stecken, und die Thüre muß man an sich ziehen, sonst öffnet der Dessner nicht.“ „Es lebe der Maire!“ hallte es durch die Luft, und fort ging's zum Schuppen.

„Malla!“ riefen die Weiber, „man geht, man geht! Ach, wie schön sie ist!“ und sie meinten die Feuerspritze, die von einem weißen und einem roten Klepper gezogen, langsam auf das Forum gefahren kam. Die Rettungsleute klabten mit prozigen Mienen an den Seiten der Maschine wie große Brummer an der blattgeputzten Fensterhebe.

„Ach, was das für eine Freude ist!“ jauchzten die Kinder und zwängten mit ihren nackten Beinen zwischen den dichten Reihen der ernsten Männer hindurch, die ehrfurchtsvoll Spalier gebildet hatten. „Das ist noch schöner als das Fest der Promotionen,“ sagten sie, „ein Glück, daß der Maire nicht gekommen, sonst hätte er wieder eine Rede gehalten.“

„Welche Route sie wohl nehmen werden?“ fragte der Spejereihändler, der vor kurzem seines Vaters Geschäft geerbt hatte und seiner großen Jugend wegen gerne eine bescheidene Unerfahrenheit heuchelte.

„Ja, zu meiner Zeit nahm man den Weg dem Berg entlang,“ meinte ein Alter, dessen runzliges Gesicht bei jedem Zug aus der Pfeife aufgähnte. „Aber das ist jetzt alles anders, zumal mit der neuen Spritze und seit der Maire einen Sohn bekommen.“

„Ich habe meinem Mann noch schnell ein Futter in den Helm nähen müssen, er bekommt sonst Kopfwel,“ schrie eine alte Hexe mit grauem Haar einer jungen, schwarzäugigen Frau ins Ohr. — „Und ich habe meinem den Helm versteckt. Lucien war die ganze Woche fort und kam erst diesen Abend nach Hause. Jetzt soll er bei mir bleiben. Er ist zwar wütend, aber ich werde ihn schon beruhigen.“ Der Kutschierende zog die Zügel an und schnalzte mit der Zunge.

„Salut! Antoine! Führe das Wendrohr gut, damit wir Ehre einlegen!“ und alles drängte sich an das Fuhrwerk heran, um den Pompier zum Abschied die Hände zu schütteln. „Mit Gott! Mit Gott!“ — „Ach, du bist doch oben, Lucien,“ rief die kleine hübsche Frau, die ihrem Mann den Helm versteckt. „Wart, das will ich dir gedenken!“

„O, welche Seligkeit! O, welche Wonne!“ stöhnten die Weiber. — „O, welcher Ruhm! O, welche Ehre!“ riefen die Männer, als die Feuerspritze im Dunkel der Straße mit anspruchsvollem Geklapper und Getöse verschwand. Lange noch schwirrten verworrene Stimmen durch die Luft. Dann aber löste sich der Menschenknäuel, und ein großer Teil der Einwohner zog sich in die kaltgewordenen Betten zurück. Ein Bäckerjunge, bis jetzt an den glühenden Ofen gefesselt, kam halbnackt in langen Sprüngen auf den Platz und fragte: „Wo brennt's denn eigentlich?“ „Dort hinter dem Wald. Siehst du's nicht?“ fragte ein anderer. „Aber das scheint mir eher festliche Illumination zu sein,“ wagte der Junge einzuwerten. „Du bist auch Illumination, du! Dann wären jedenfalls die Pompier fort. Galt's Maul, wenn du nicht gescheiter reden kannst!“ grunzte grollend der alte Bürger von Beyrier, und der kühne Bäckerlehrling schwieg.

Als ich mich vor dem Schlafengehen zum Fenster hinauslehnte, flüsterten im Thorweg des Hotels zwei Weiber: „Und ich versichere dich, sie trägt schwarzseidene Strümpfe. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als sie am letzten Sonntag den Knir vor dem Allerheiligsten machte. Sie ist ein präziges Ding, die kleine Marion, und denke dir nur, sie hat heute ihrem Mann den Helm versteckt, damit er bei ihr bleibt. So eine ist sie. Sollte man das nicht an die große Glocke hängen?“ „Laß mich nur das bejorgen,“ murmelte die zweite. „Also schwarzseidene Strümpfe und dem Mann den Helm versteckt. Schon recht. Gute Nacht, Annette!“



Kirche in Wythikon bei Zürich.

Originalzeichnung von Prof. J. Graf, Zürich,

„Gute Nacht, Louise!“ und die zwei Weiber schlurften in verschiedenen Richtungen davon. Veyrier lag im Schlaf.

Als ich am andern Morgen aufwachte, waren Freiheitsbäume errichtet, und Guirlanden wiegten in der klaren Luft.

Ich dachte, es habe zum mindesten über Nacht ein Wechsel der Regierung stattgefunden, aber ein Blick auf den mit Carbolinum angestrichenen Schuppen machte mir alles klar. Seine Thore standen zum Empfang der Spritze weit offen, und über dem umkränzten Helm las man die Worte: „Die Weiber von Veyriers den tapferen Pompiers.“ Alles war schon auf den Beinen, was gestern Nacht die Straßen bevölkert hatte, heute aber prangten die Männer in weißen Leinenhosen, die Frauen in steifen Schürzen, und die Kinder trugen sorgfältig ihre rotgeränderten Mäntel hübsch zusammengelegt, in den sauber gewaschenen Händen. Nur Kristide, der heimlich grollende, that wie wenn nichts vorgefallen wäre. Seine Blouse war die alte, die er schon seit vierzehn Tagen getragen, und sein Strohhut der seit Jahren gekannte, von dem die gelben Vorten herunterhingen und mit jedem Schritt balancierten. Endlich hörte man die Hufschläge der Pferde, und die Spritze mit der ganzen Mannschaft fuhr vor. Vivatrufe erfüllten die Luft, doch als der Kommandeur uns Wort bat, wurde es mänschenstill. Es war derselbe, der die „Statuten nach amerikanischem Muster reorganisiert“ herausgegeben hatte, und er hub an:

„Heil, liebe Mitbürger! Unser ist der Sieg. (Ungeheurer Beifall machte die Luft erzittern). Wir kamen, sahen und löschten, können wir mit dem alten Cäsar ausrufen. Wir kamen, sahen und löschten, dank den „Statuten der nach amerikanischem Muster reorganisierten Feuerwehr“, deren Verfasser ich . . . nun ja, ihr wißt schon. (Rufe wurden laut: „Es lebe der Kommandeur!“) Aber wie kam das alles. Seht, wir fuhrten mit der größten Schnelligkeit. Auf dem Wege durch den Wald schien der Mond so hell, daß ich nicht umhin konnte, einige Paragraphen meines Werkes laut vorzulesen. Wir hatten die ganze zweite verbesserte und von überseeischen Autoritäten durchgesehene Auflage mitgenommen, um sie auf dem Brandplatz an die Pompiers der anderen Kommunen zu verteilen. Ich las gerade den Artikel, welcher meinen Leuten voridreißt, wolle Galstücher mitzunehmen und sich von ihren Frauen noch recht herzlich zu verabschieden, das erstere, um allfälligen Erkältungen vorzubeugen, das letztere, weil wir bei unserem gefährlichen Berufe nie wissen, wie wir zurückkommen, als eine Stimme rief: „Halt! Wer da!“

„Die Feuerspritze von Veyrier!“ gab ich rasch zur Antwort und klappte meine Statuten zu. Es war der Nachtwächter von Annemasse, der höchst erstaunt war, zu hören, daß es im Dorfe brennt. Wir luden ihn auf die Spritze und fort ging's wieder mit braulender Eile. Vor der Schenke stand der Wirt, das Klappchen auf dem fahlen Kopf und in Hemdsärmeln. Er wollte eben zuschließen und fragte erstaunt: „Nun, was giebt's denn!“

„Wißt Ihr nicht, Tölpel!“ plagten wir heraus und konnten uns kaum mehr halten, vor Lachen über die dummen Leute.

„Nun ja, bei Mr. Grante, gewiß!“ rief jetzt der Wirt ziemlich gärgert. Wir aber, froh, unserer Sache sicher zu sein, fuhrten mit dem Nachtwächter davon zu Mr. Grante, wo, wo — nun, meine lieben Mitbürger, was glaubt ihr wohl?“

„Wo doch nicht die schöne, neue Villa brannte,“ scholl es jetzt aus jeder Kehle. „Ach, und die prachtvollen Stallungen und das zierliche chinesische Gartenhäuschen mit dem Drachen. Alles ist verbrannt?“

„Nein, nein, liebe Patrioten,“ beruhigte der Kommandeur, in der Villa Grante empfing uns unser Maire, dessen Gemüt allerdings sehr, sehr erhitzt war. —

„Ach, er ist doch nicht umgekommen!“ hallte es wieder wie taujendfältiges Jammergeschrei!

„Laßt mich einmal ausreden. Der Maire empfing uns und sagte, wir kämen gerade recht, um die silberne Hochzeit des Hausherrn und seiner Frau mitzufeiern. Was wir für Feuer genommen hatten, war Illumination, und wir thaten unserer Pflicht Genüge und löschten die noch glühenden Feuerwerkskörper. Weil wir die ersten und einzigen am Platze waren, zahlte Madame de la Tour sofort die Prämie aus. Ich überreichte ihr dagegen ein Exemplar meiner Statuten und hätte gerne den hohen Herrschaften etwas daraus vorgelesen. Mr. Grante aber verhinderte dies und sagte, er wolle dafür sorgen, daß in unserer Hauptstadt ein Lehrstuhl für Feuerwehrwissenschaften errichtet werde, und den Stuhl müsse ich besetzen. So haben wir in jeder Beziehung einen Sieg davongetragen. Der Schenkwirt und der Nachtwächter meinten zwar, ich wäre ein alter Esel, was sich ja dann zeigen wird, wenn ich Professor bin. Wir können mit bestem Recht das Fest feiern, das uns unsere Weiber bereitet haben. Freuen wir uns über diesen Tag und trinken wir auf die Gesundheit unserer Wohltäterin und unserer Feuerspritze. Sie leben hoch!“

„Sie leben hoch!“ tönte es drei mal wieder. Die bunten Wimpel flogen, und die Blumenguirlanden baumelten um die hölzernen Freiheitsbäume. Die Spritze wurde in den Schuppen geschoben, und ein jeder hatte das Gefühl, daß der herrlichste, glorreichste Tag für Veyrier bald vorüber sei. Dann trat die Alltagswelt wieder in ihr Recht. Die Bürger brauchten ihre Mägen nicht mehr auf Sturmläuten zu spitzen, und Jahre konnten vergehen, bis sie ein Ereignis groß genug fanden, um sich in ihrer Ruhe stören zu lassen. Heute aber fühlten sie sich groß. Ein Herz und eine Seele feierten sie den Tag, und die alte Hexe vergaß sogar, die seidenen Strümpfe der todetten Marion an die große Glocke zu hängen.

Tief in die Nacht hinein hörte man noch den Ruf: „Es lebe die Republik, es lebe Sadi Carnot! Es lebe die Confédération, Madame und ihre Feuerspritze!“

Guy de Maupassant.

Mit Portrait.

Nicht wegen des tragischen Schicksals, das den eigenartigen, 1850 geborenen, französischen Erzähler vor fünf Jahren mit dem Dichterfluch schlug und seinen hellen Geist der Unmachtung und vorzeitigem Tode preisgab, sondern seiner künstlerischen Bedeutung halber führen wir Maupassant unseren Lesern vor. Nachdem er einige Jahre auf dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts thätig gewesen, schenkte der Schaffensfreudige der Litteratur von 1880 an eine stattliche Reihe kleiner und großer Novellen und Romane, die künstlerisch genommen, fast durchwegs Treffer sind. Ein Band Verse und wenige dramatische Arbeiten beweisen seine vielseitige Begabung.

Maupassant ist seiner Weltanschauung nach, die er uns jedoch niemals aufzudrängen versucht, Materialist. Man möchte sagen, er sei es auch als Künstler. So stofflich, so sachgemäß ist alles, was er uns hinterließ. Bei ihm giebt es weder politische, noch religiöse, noch philosophische Spekulation. Er nimmt die Sache, die Begebenheit, das Ereignis, wie es ist und sucht nicht nach dem Vor und Nach, wie er bei der Betrachtung des Menschenlebens nicht über Geburt und Grab hinausgeht. Dieses aber ist ihm greifbar nahe, und unbewußt pflückt er melancholische Blumen davon und legt sie zum Gedenken zwischen die Blätter seiner bald drohenden, bald humoristischen, dann wieder tragischen, aber immer aus dem Leben gegriffenen Geschichten, deren er ein gutes Hundert von vollendeter Klarheit und Geschlossen-

heit gedichtet hat. Sie geben sich wie köstliche Naturerzeugnisse. Sie sind mit Notwendigkeit geworden. Er hat die Dinge gesehen und giebt sie uns ohne Kommentar; nie beurteilt er seine Menschen, nie verdammt er; er begreift, versteht, erklärt, indem er demonstriert: und der Leser findet alles menschlich und wird es zugleich. Aber Maupassant ist mit der Seele des Menschen, den er den verschiedensten Umgebungen entnimmt, ebenso vertraut wie mit den Geheimnissen der Natur, und so sind seine Schilderungen voll stimmungsfatter, scharf gezeichneter Bilder. Großen äußerlichen Konflikten, künstlicher Spannung geht er auch in seinen Romanen aus dem Wege; er fesselt durch natürliche, frisch, den Dingen auf den Grund gehend; darum verschmäht er es auch nicht, alte Wörter mit starkem Bildwert in seine knappe Darstellung aufzunehmen. — Wir nennen Maupassants bedeutendste Werke: La maison Tellier, Mademoiselle Fifi *), Les sœurs Rondoli *), Une vie, Miss Harriett, Yvette, Le Horla, Fort comme la mort, Pierre et Jean, La main gauche. Im Grunde aber ist alles von ihm bedeutend, weil es Charakter hat.

*) Eine Sammlung von Novellen aus diesen beiden Bänden ist in deutscher Uebersetzung bei Albert Langen in München als V. und IX. Band der „kleinen Bibliothek“, unter den Titeln „Pariser Abenteuer u. a. Novellen“ und „Der Regenstich u. a. N.“ erschienen. „Das Scherl“ ist eine kleine Probe aus dem fünften.